

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 4.

Samstag, den 4. Oktober.

1924.

Das Schwert von Thule.

(8. Fortsetzung)

Roman von Leontine v. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Sie senkte den Kopf tief und preßte die Hände auf das Herz.

„O, meine Heimat! Den Fjord sehe ich, und die fernern, hohen Schneeberge! Das Haus, wo der Ahne lebt und die weite, weite See. Da sind keine hohen Mauern und engen Gassen, Elisabeth, wie hier. Die das Schauen hindern, und jeden Ausblick in die Ferne. Da sieht man so weit, so weit — ohne Grenzen und Schranken — bis dahin, wo der Himmel die Erde küßt und die salzige See. Sieh, als ich heute die Mäwen schreien hörte draußen über der Warnow — da schrie mein Herz mit und wünschte sich Flügel, um heim zu können.“

Elisabeth hatte sich langsam erhoben und war an das Fenster getreten, mitten in den flutenden Mondschein.

„Ich glaube wohl, daß es bitter und hart für dich ist, Heilwig. Aber was kann das helfen? Jeder hat seinen Kampf zu kämpfen, so oder so. Meinst du etwa, mir sei er nicht auch beschieden?“

Da sah Heilwig auf und sah zum erstenmal im Angesicht der anderen einen tiefen Gram, der ihr sonst niemals aufgefallen war. Und sie war erschrocken über ihre Eigenfucht, die immer nur an sich selbst gedacht hatte, und sagte fast scheu: „Du hast auch ein Leid, Elisabeth? Aber du bist doch daheim, bei den Deinen, und was mich fremd dünkt, ist die liebe Sitte und Gewohnheit.“

Elisabeth nickte. In ihren dunklen Augen standen große Tränen.

„Es gibt noch anderes in der Welt als das, Heilwig. Sieh ich habe einen Lieb, aber meine Eltern sind gegen unsere Verbindung und wollen, daß ich einen anderen freie.“

Mit großen, entsetzten Augen starrte Heilwig sie jetzt an.

„Das kann doch nimmer sein, Elisabeth, das können Eltern doch nicht wollen?“

Elisabeth nickte.

„Ein andermal erzähle ich dir mehr davon. Bin heute so müde und mein Kopf tut weh. Gute Nacht, Heilwig.“

Sie küßte die andere auf die Stirn und schlüpfte in ihr blütenweißes Himmelbett.

Aber Heilwig sah noch lange auf dem Bettrand und konnte keine Ruhe finden.

Zur gleichen Zeit redeten nebenan in ihrem Schlafgemach die beiden Ehegatten Hasselbach auch noch ein Weilchen im Mondschein miteinander. Frau Kathrine hatte eben die Nachtmütze über den grauen Scheitel gezogen und die rotgewürfelte Bettjade zugeknöpft. Am Hals mußte sie sie allerdings ein wenig offen lassen, da sie einen kleinen Ansatz zum Kropf hatte.

„Ich dachte es mir damals gleich, Heinrich, daß wir uns eine schwere Last aufbürden würden mit dem frem-

den Mädchen. Das Gescheiteste wäre, sie käme bald unter die Haube und freite einen ordentlichen, biederen Bürgersmann. Dann würde Heimweh und all solcher Unsinn schon von selber schweigen. Ich habe da übrigens einen guten Plan. Mein Nefse Fridolin Lohart aus Demmin, der dort das große Tuchgeschäft hat, sucht schon lange eine Hausfrau. Der ist solide und tüchtig und wird sie sich schon erziehen. Heilwig ist eine reiche Erbin, wenn dieser nordische Ahne einst tot ist. Und Geld kann mein Nefse allweil gebrauchen. Ich werde ihn bald einmal einladen nach Rostock, da mag es sich dann entscheiden. Aber du sagst ja gar nichts, Heinrich?“

Der Ratsherr kraute sich gedankenvoll den langen, schwarzen Bart.

„Dieweil du mich gar nicht zu Worte kommen läßt, Kathrine. Was soll ich auch schließlich dazu sagen? Es war ja von jeher deine Vorliebe, Ehen zu stiften. Das versteht ihr Frauen auch besser als wir Männer. Doch fürchte ich fast, daß du bei Heilwig kein rechtes Glück damit haben wirst. Sie hat einen eigenen Kopf und weiß, was sie will.“

Sie seufzte.

„Ach ja, das habe ich auch schon bemerkt. Sie hat den Hasselbachschen Starrsinn wie auch leider unsere beiden leiblichen Kinder.“

Der Ratsherr, der eben das Fenster schließen wollte, lauschte.

„Das klingt wie Fiedelspiel in die Mondnacht hinaus. Da träumt der Beit wieder bei seiner Musika statt zu schlafen.“

Er schloß das Fenster.

Auf seiner Stirn lagen Furchen. Es war sein steter Kummer, daß seine beiden Kinder so zart und schwächling waren, und waren doch die Eltern so stattliche, behäbige Leute.

Im obersten Giebelstübchen, fast dicht unter dem spizen Dach, hatte der krumme Beit, wie man ihn in der Stadt spottend nannte, sein Schlafgemach. Aber er schlief nicht. Er sah rittlings auf der Fensterbank und hatte die Fiedel am Kinn. Ganz weich und leise tönnten die Saiten in die stille Nacht hinaus. Sein hageres Antlitz war verstonnen und ernst, und in seinen Augen war eine große Schwermut. Was lag denn für ein Fluch über dem Hasselbachhause, daß seine Jugend so traurig dareinsah? Er hatte schon oft darüber gegrübelt, aber keine Antwort gefunden. Jetzt legte er die Fiedel auf die Knie und starrte schwer hinaus in den Mondschein. Das stolze, blonde Mädchen sah er vor sich, das aus dem Norden zu ihnen gekommen. Und er schloß die Augen und lehnte das Haupt an die Wand und träumte von ihr. Dabei glitt die Fiedel von seinen Knien und fiel mit einem schrillen Nistton hart auf den Fußboden. Er bückte sich erschrocken danach. Und wie er so sein schwarzes Schattenbild im Mondlicht auf der Diele sah, schrak er jäh zusammen, daß seine Hände zitterten.

Es hatte das Schattenbild ja so häßliche, magere Beine und solchen frummen Rücken, daß man fast denken konnte, es sei ein Budel. Da hing er die Fiedel an die Wand und begab sich eilends zur Ruhe, denn er mochte das Schattenbild nicht mehr sehen.

Durch seine Träume aber ging es wie ein Schluchzen aus weher, gequälter Brust.

Es war an einem goldenen, sonnendurchtränkten Septembervormorgen. Draußen vor der Stadt hatten die Hasselbachs nahe der Warnow einen Garten, worin Frau Kathrine eifrig Obst und Gemüse zog für ihre Küche. Heute hatte sie die beiden Mädchen mit großen Körben hinausgeschickt, um Äpfel zu sammeln und zu pflücken, die die Herbstsonne allmählich gelb und rot geküßt hatte. Heilwig und Elisabeth hatten sich dieses Auftrages gefreut, der sie hinausführte für einen ganzen, langen Vormittag aus der dumpfen Stube und der dampfigen Küche. Sie hatten sich früh auf den Weg gemacht, als noch der Nebel auf den Warnowwiesen lag und ein kalter Lufthauch von der See herübergestrichen kam.

Da hatte sich Heilwigs Brust geweitet und ein frohes Leuchten sprang in ihre blauen Augen. So daß Elisabeth sie ganz erstaunt ansah.

„Du schaust heute anders aus, Heilwig, als sonst die Tage. Fast als könntest du wieder lachen und singen wie daheim.“

Heilwig nickte.

„Ja, es wird mir allemal so leicht und froh hier draußen, als nähme mir einer einen schweren Stein von der Seele. Anders rollt mir hier das Blut durch die Adern und der Gedanke durch den Sinn. Hier fühle ich, daß ich jung und gesund und stark bin, und wie schön Gottes Welt ist. O, Elisabeth, in euern ergen Mauern meint man ja zu ersticken! Hier ist mir wie einer Gefangenen, der man die Kerkerthür offen brach.“

Und sie schwang ihren leeren Korb durch die Luft und ging so schnell, daß Elisabeth ihr kaum folgen konnte.

Es hatte der Herbst in dem Hasselbachgarten mit seinen leuchtendsten Farben Einzug gehalten. Rosa, violett und dunkelrot prangten die Ästern in langen, sauberen Reihen am Wegrand. Und zwischen den goldgelben und purpurnen Blättern der Kastanien schaute man einen tiefblauen, wolkenlosen Himmel.

O, war das schön! Gar nicht sattsehen konnte sich Heilwig. Und über jede neue Entdeckung freute sie sich wie ein Kind. Auch Elisabeth lächelte still vor sich hin. Der stete Kummer war auch aus ihrem blassen Gesicht gewichen und hatte einer stillen Hoffnungsfreudigkeit Platz gemacht.

Nun griff Heilwig mit starken Armen in die Äste und es begann ein Schütteln, daß Äpfel und Birnen nur so prasselten. Elisabeth konnte sich nicht schnell genug bücken, um die reiche Beute aus dem taunassen Graße in die Körbe zu sammeln.

Sie waren beide so in ihre Arbeit vertieft, daß sie nicht merkten, wie die hölzerne Gartenpforte leise knarrte und ein Schritt näher kam auf dem Kies. Und sie fuhren beide fast erschrocken zusammen, als plötzlich Beite vor ihnen stand und ihnen „guten Morgen“ wünschte.

Elisabeth strich sich erstaunt die Haare aus der erhigten Stirn.

„Ist es denn schon Mittagszeit, Beite? Das kann doch wohl kaum möglich sein. Aber wie kommst du sonst hierher?“

Er lächelte.

„Die goldene Herbstsonne ließ mir keine Ruhe mehr in meiner engen Schreibstube. Sie lockte und lockte, bis ich nicht mehr widerstehen konnte.“

„Das ist recht“, lachte Heilwig, „denn wir brauchen gerade jemand, der hinaufklettert in den Baum, um uns die obersten Zweige zu schütteln, wohin ich nicht langen kann.“

Fortsetzung folgt.

Märtyrer der Wissenschaft.

Von Viktor Katoš.

Ich erhielt folgenden, mit ziemlich leserlicher Schrift geschriebenen Brief:

Geehrter Herr!

Haben Sie schon eine Elektrische gesehen, in der hundertsechzig Menschen zum Rennen eilen?

Haben Sie schon eine Fliege gesehen, der das ausgelassene Kind einzeln die Flügel austreibt?

Haben Sie schon einen Bären gesehen, die mächtige Bestie der Wälder, den der Balache an dem durch die Nase gezogenen eisernen Ring tanzen läßt und mit der Peitsche schlägt?

Haben Sie eine Zeiselmaus gesehen, wie sie fast ertrinkend das Wasser schluckt, das ihr die Kinder ins Loch gießen?

Haben Sie schon ein Publikum während eines akademischen Vortrags gesehen?

Nehmen wir an, Sie haben eine solche Elektrische, eine solche Fliege, eine solche Zeiselmaus, einen solchen Bären und ein solches Publikum gesehen. Nun denn, die Leiden dieser schrumpfen im Vergleich zu den Leiden eines Kaninchens zu einem paradiesischen Wohlleben zusammen.

Wie es dazu gekommen ist, weiß ich nicht. Tatsache aber ist, daß uns die Gelehrten ihr Augenmerk zugewendet haben. So lange wir der Welt bloß als Nahrung dienten, fanden wir uns darein. Der Koch fährt mit plötzlichem Tod über uns hernieder und trägt uns mit schmachhafter Tunte auf. Wir leiden nicht dabei.

Aber der Gelehrte ist schrecklich, unbarmerzig und unerbittlich, wenn es sich um die Aufklärung einer wissenschaftlichen These handelt.

Und weshalb werden die wissenschaftlichen Thesen, die uns rein gar nichts angehen, gerade mit unerer Hilfe aufgestellt? Tausende und Tausende Tiere wimmeln auf der Oberfläche der Erde und gerade auf uns, auf die Unschuldigsten, fiel der Blick der gelehrten Welt. Der blöde Hund, die hinterlistige Katze erfreuen sich einer Schonung, jedoch der Hase, der nie jemand gebissen hat, der offenberzige Hase, ist Gegenstand der Verfolgung.

Da ist vor allem die Vivisektion. Wir werden lebend zerlegt, wo das auch im toten Zustand sehr unangenehm ist. Wir gestatten uns zu bemerken, daß der Hund ebenso lebendig ist wie wir und daß bei ihm das Messer ebenso schneidet wie bei uns. Weshalb wird also nicht der Hund zerlegt?

Geehrter Herr! Ich bin eine Kaninchenmutter, die vierundsechzig Kinder hat. Einem meiner Söhne hat hier in Budapest Herr Högges (verluchtsweise!) die Lungenschwindsucht eingeimpft, so sehr, daß ich gezwungen war, ihn nach dem Süden zu schicken. Und was geschah? In Varam wurde er festgenommen und auf Cholera geimpft. Die Lungenschwindsucht hätte er überstanden, aber an der Cholera ist er gestorben.

Pasteur hat von unserem Geschlecht ganze Generationen ausgerottet, indem er an uns studierte, wie man die Menschen gegen Tollwut impfen müsse. Hätte er diese Veruche an den Hunden angestellt, wäre es jetzt schon nicht mehr nötig, die Menschen zu impfen, da es dann keine Hunde mehr geben würde.

Ein anderer meiner Söhne ging im Museumspark spazieren. Er wurde von Steinach eingekerkert, der dessen Jugend in ein Parlamentsmitglied übertrug, und mein kleines Kind kam als ein grauhaariger, sahmlöcher Greis zurück. Des Morgens hatte ich ihn noch geküßt und am Abend hat der Unglückliche schon von seinen Enkeln gekrochen.

Der betreffende Mann aber, der noch am Morgen sein Testament gemacht und sich auch schon von seinen Verwandten verabschiedet hatte, heiratete am selben Abend und machte mit seiner jungen Frau eine Hochzeitsreise nach Venedig. Mit der Jugend meines Sohnes!

Sie als Journalist lesen gewiß die Tagesblätter und Sie werden bemerken, daß jedes neue Gift zuerst an uns ausprobiert wird. Die Gelehrten sind überaus neugierig. Sie möchten wissen, in wie viel Minuten zum Beispiel Arsenik ein Kaninchen tötet. Und dabei wissen sie nicht einmal, in welcher Zeit das Arsenik mit dem Elefanten fertig wird. Dann beobachten sie, ob das dem Kaninchen ins Ohr gespritzte Iyantal auf dieses dieselbe Wirkung ausübt, als wenn man es ihm in den Magen spritzt? Dann gibt man ihm Brot mit Stronchin zu essen und sezert es nahher, um zu erfahren, ob der Magen auch das Brot verdaut hat, oder ob er sich bloß auf das Stronchin beschränkt hat?

Ich möchte wissen, was uns das alles angeht!

Wenn jemand ein neues Gift erfindet, fallen diesem ganz sicher einige tausend Kaninchen zum Opfer. Und zum Schluß stellt es sich heraus, daß das Gift schlecht ist. Aber die eingegangenen Kaninchen ruft niemand mehr ins Leben zurück.

Glücklich das Kaninchen, dem man bloß Pauge zu trinken gibt. Man hat wohl davon ein Gefühl, als würde einem im Magen eine Waschlüthe errichtet werden, aber man kann davon noch gesund werden. Ein anderes Gift tötet.

Wahrlich, wir sind die Märtyrer der Wissenschaft. Niemand aus der Tierwelt leistet der Wissenschaft so viele Dienste wie wir. Nicht einmal der weiterprobbeizende Hiel und auch nicht der Laubfrosch.

Ohne uns wären Tausende und Tausende Dinge, die bereits Gemeingut sind, unaufgeklärt geblieben.

Ich zittere, wenn ich in den Blättern lese, an welcher neuen Erfindung sich dieser oder jener Gelehrte den Kopf zerbricht. Ich bin dessen sicher, daß derselbe Gelehrte nach einigen Tagen in irgend einer Tierhandlung einen größeren Vorrat Kaninchen bestellen wird.

In Amerika ist an Stelle des Galgens die elektrische Hinrichtung eingeführt worden. Die Gefängnisse waren überfüllt mit zur Hinrichtung bestimmten Gaunern. Und Sie glauben, die Verurteilten wurden an diesen angestellt? Keineswegs. An unschuldigen Kaninchen.

Der im Kerker sitzende Vatermörder lachte sich ins Fäustchen; an ihn kam erst dann die Reihe, als bereits eine vollkommene Maschine erfunden ward, die ihn wie der Blitz schmerzlos erschlägt. Solange es schmerzte, haben nur die Kaninchen gelitten.

In Chicago wurde ein Kaninchen an einen Blitzableiter gebunden, um zu erfahren, ob der elektrische Strom auf dieses überpringen wird. Natürlich hat er es getan. Denn hätte man gewußt, daß er es nicht tun wird, ich wette, man hätte es gar nicht dorthin gebunden.

In Berlin wurde ein Kaninchen unter eine Glasglocke gegeben und aus der Glocke die Luft herausgepumpt. Und womit haben die Blutlauger dieses unrettbare Vorgehen begründet? Um zu erfahren — sagten sie — wie lange das Kaninchen im luftleeren Raum leben kann.

Darauf ist natürlich niemand neugierig, wie lange es in der Luft leben kann. Nun, so will ich es sagen: viel länger als im luftleeren Raum.

(Dies sage ich Ihnen deshalb, damit es nicht die Menschen herausbekommen, sonst kostet auch diese Erkenntnis wieder einigen tauelnden Kaninchen das Leben.)

Meinem Onkel hat man auf der hiesigen Klinik das Gehirn herausgenommen und ihn dann wieder frei gelassen.

Der Unglückliche begann verschiedene Dummheiten anzustellen: er kaufte Kriegsanleihen und abonnierte die „Verordnungsblätter“. Vor weiteren Dummheiten bewahrte ihn der plötzliche Tod.

Ich könnte die Liste unseres Elends noch bis ins Unendliche fortsetzen, könnte erzählen, wie man die Kaninchen kreuz und quer verheiratet, um eine verschiedenfarbige Zucht zu erhalten.

Denken Sie sich, Herr, es kommen bereits rot-weiße Kaninchen zur Welt!

Ich lese es aber nicht fort und überlasse es Ihnen, unsere Beschwerden der Öffentlichkeit mitzuteilen.

Achtungsvoll

Verwitwete Langohr.

Ich übergebe hiermit diesen ergreifenden Brief dem Tierchutzverein.

(Deutsch von Maurus Mezei.)

Alt-Nassau

Aus der ehemaligen Grafschaft Holzappel. Als gegen Ende des 17. Jahrhunderts der König Ludwig XIV. in Frankreich die Ausrottung des evangelischen Glaubens in seinem Lande beschloß und im Jahre 1685 das Edikt von Nantes, das sein Großvater Heinrich IV. zum Schutze der Protestanten erlassen, aufgehoben hatte, wanderten auch viele Waldenser aus den stillen Tälern von Piemont, ihrer Heimat, aus und wurden in vielen deutschen Gebieten aufgenommen und angesiedelt. Wie Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg 1686 für französische Emigranten die Kolonie Friedrichsdorf bei Homburg gründete, die heute noch in ihrer ganzen Eigenart besteht, so nahm sich fast zur selben Zeit auch die Gräfin Elisabeth Charlotte in der nassauischen Grafschaft Schaumburg-Holzappel der Flüchtlinge an und verteilte sie in den einzelnen zu ihrer Grafschaft gehörigen Ortschaften. Unter dem damaligen Pfarrer Martin in Holzappel hatten sie einen treuen Seelenhirten. Als nach und nach mehrere Scharen ihres Glaubens wegen Verfolgung in der Grafschaft eintrafen und nicht alle Unterkunft finden konnten, beschloß die edle Gräfin Elisabeth Charlotte, den Waldensern ein eigenes Dorf zu erbauen und sie in demselben anzusiedeln. Auf einem Berge in der Nähe von Holzappel ließ sie auf ihre Kosten zunächst zehn Häuschen errichten, die noch heute in ihrer ursprünglichen Form erhalten sind. Die dankbaren Waldenser nannten ihr Dorf der edlen Gönnerin zu Ehren „Charlottenberg“. Das geschah im Jahre 1699. 200 Jahre später wurde in dem kleinen Charlottenberg auf Anregung und größtenteils auch unter Mitwirkung des damaligen Lehrers Wilhelm Wittgen zu Holzappel zum Gedächtnis der Gräfin Charlottenbergs ein schönes, wenn auch einfaches Denkmal gesetzt. Angeregt durch eine von Wittgen geschriebene Erzählung „Katharina, das Waldenser Mädchen“ (Verlag v. Chr. Sommer, Ems) kamen die Mittel zum Denkmal bald zusammen, so daß dasselbe zum 200jährigen Jubiläum des Dorckens eingeweiht werden konnte. Wieder sind seitdem 25 weitere Jahre ins Meer der Zeiten dahingegangen, und wieder soll das Gedächtnis der Ortsgründung in einem ganz bescheidenen Rahmen gefeiert werden. Auf Veranlassung des Orts Pfarrers in Dernberg soll die dramatisierte Geschichte „Katharina, das Waldenser Mädchen“ aufgeführt werden. Der Verfasser, Konrektor W. Wittgen in Wiesbaden, Eigenheim, wird bei der Veranstaltung am Denkmal die Festrede halten.

Welt und Wissen

Was man beim Sturz mit dem Fallschirm empfindet. Der Fallschirm, dieser letzte Rettungsanker des Fliegers, zu dem er in höchster Not greift, ist durch sein Verlassen schon häufig die Ursache furchtbarer Unfälle geworden. So ereignete es sich erst in diesen Tagen wieder, daß eine Fliegerin, deren Fallschirm sich im rechten Moment nicht öffnen ließ, in Gegenwart von 10 000 Zuschauern auf einem französischen Flugplatz in die Tiefe sauste, wo sie zerstückt landete. Welche Gefühle sie in den entsetzlichen Sekunden, da ihr das Verlassen des Fallschirms zum Bewußtsein kam und sie dem sicheren Tode entgegentrieb, durchstürmt haben, wird ein ewig ungelöstes Rätsel bleiben. Aber ein Einblick in diese Empfindungen erschließt sich dem Flieger, der den Moment des Absprunges, wenn auch mit günstigem Ausgang durchlebt hat. Aber diese in seiner Erinnerung unauslöschlich haftenden Eindrücke berichtet der Führer eines Luftballons in einem englischen Blatte aus seinen in der Kriegszeit gewonnenen Erfahrungen, als er bei dem Herannahen eines feindlichen Aeroplans genötigt war, seine Rettung im Fallschirm zu suchen. „Ich kann mich wohl erinnern“, so erzählt er, „wie ich, über den Rand des Ballontorbes in meiner ganzen Länge hinaushängend, den Bruchteil einer Sekunde lang das Gefühl meines Sturzes vorwegnahm. Dann — zwei läge Atemzüge — und ich stieß hinab durch die Luft. Doch während der Dauer dieser beiden Atemzüge habe ich 200 der tauelnden Fuß durchmessen, bis zu welchen ich empor gestiegen war.“ Der Romanschriftsteller H. G. Wells hat in seinem Roman „Joan and Peter“ im Hirt seines Helden sich ein ganzes Leben in diesen dem Fall vorausgehenden Sekunden zusammendrängen lassen. Doch dieser Held muß, nach der Meinung dessen, der selbst jene Sekunden durchlebt hat, mit einem anormalen Gehirn begabt gewesen sein. Denn die zwei Atemzüge des bewussten Falles reichen nur für den Gedanken des Sturzes; dann schwindet der Atem und mit ihm gnädig das Bewußtsein. Der Tod Basil Hallams, eines der ersten Fallschirmopfer im Kriege, bekräftigt die Annahme, daß der Stürzende wenig Gefühl von dem hat, was mit ihm vorgeht. Denn damals mußte noch der Fallschirm mit der Hand offen gehalten werden. Aber Hallam verlor das Bewußtsein und ließ den entscheidenden Griff los; sein Tod wurde die Veranlassung, daß eine Vorlesung am Fallschirm angebracht wurde, die den Fallenden, ob er bei Bewußtsein war oder nicht, sicher trug.

Das Auge der Pflanzen. Es gibt bekanntlich eine Wissenschaft, die sich Pflanzenpsychologie nennt und die sich die Erforschung des „Seelenlebens der Pflanzen“ zur Aufgabe macht. Viele verhältnismäßig noch junge Wissenschaft hat schon eine ganze Reihe bemerkenswerter Ergebnisse erzielt. So hat ein Grazer Professor bei gewissen Pflanzen sogar Einrichtungen zur Wahrnehmung der Lichtstrahlen entdeckt. Besonders die peruanische Manthuspflanze formt sich solche Apparate auf der Oberseite ihrer Blätter in einer den Augen höherer Tiere ähnlichen Weise. Die äußere Haut hat sich als eine Linse vorgewölbt und ist durchsichtig geworden. Der Zellstoff in der kleinen Blase wirkt hier, wie der Glaskörper im Quarzinnern, als lichtbrechende Substanz, die lichtempfindliche Plasmahaut mit beweglichen, den Lichtstrahlen folenden Chlorophyllkörnern vertritt die Netzhaut im tierischen Auge. So ausgestattet, vermag das Blatt sich stets in der günstigsten Lichtlage zu halten.

Scherz und Spott

Ein Gemüt. Müller kommt veranlagt nach Hause und erzählt seiner Frau, daß er sich mit 10 000 M. gegen Unfall versichert habe. „Gott sei Dank“, sagt sie erleichtert. „Nun brauche ich mich doch nicht mehr um dich zu ängstigen, wenn du nach der Stadt fährst!“

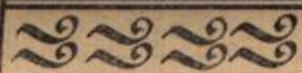
Sie kennt ihn. „Was Neues von Ihrem Mann, Mrs. Batterton?“ — „Zunächst, meine Liebe, ihm sind 6 Monate Zuchthaus wegen guten Benehmens erlassen worden.“ — „Na, Sie werden doch nicht etwa auf den Schwindel reinfallen?“ (Kassina Show, London.)

Unter Eheleuten. „Glaubst du etwa, daß du ein so gutes Urteil hält wie ich?“ fragte sie drohend. — „Ach nein, mein Liebste“, sagte der Gatte kleinlaut. „Die Wahl, die wir beide in der Ehe getroffen haben, zeigt, daß mein Urteil mit deinem nicht verallien werden kann.“

Der salante Stromer. „Sie sehen mir sehr kräftig aus“, sagte die Gutsfrau zu dem bettelnden Baasbunden. „Sie sollten lieber arbeiten.“ — „Da sehen Sie, wie der Schein trügt, meine Gnädige“, erwiderte der Baasbund mit einer kleinen Verbeugung. „Sie sind so schön und ansiehend wie der berühmteste Filmstar, und doch ziehen Sie das einmale Landleben vor.“ Er wurde vortrefflich aufgenommen und reich beschenkt.

Unter Fibretisten. „Ich gebe dir drei Dollar, wenn du mir den Wis überläßt.“ — „Wo denkst du hin? Daraus will ich ja das nächste Operettenlibretto machen.“ („Judas“, New York.)

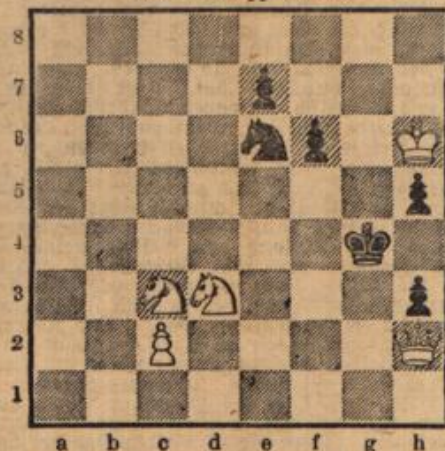
Unter Verlobten. „Baba hat sich sehr gefreut, als ich ihm erzählte, du wärst ein Dichter.“ — „So, Warum denn?“ — „Na, der letzte Bräutigam, den er herauswarf, war ein Boxer, und das aina recht schwer.“



Schach

Bearbeitet von R. Wedesweiler.

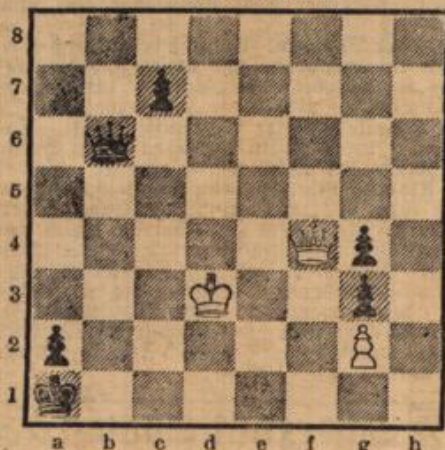
561. Philipp Klett.



Weiß: Kh6, Dh2, Sc3, d3, Bc2;
Schwarz: Kg4, Se6, Be7, f6, h5.

Matt in 3 Zügen.

562. Partiestellung. Schwarz: N. N.



Weiß: Prof. Krejčík-Wien.

Weiß: Kd3, Dd4, Bg2;
Schwarz: Ka1, Db6, Ba2, c7, g3, g4

Weiß am Zuge erzwingt Remis.

563. Endspielstudie von A. Troitzky.

Weiß: Kd5, Lh6, Bg7; Schwarz: Kf7, Be7, h7.

Weiß am Zuge gewinnt.

561. Der Verfasser starb kurz vor dem Krige als Major a. D. in Calw. Mit seinem Namen verbindet sich der Begriff labyrinthischer Schwierigkeit im Schachproblem, besonders im Mehrzüger. Die Sammlung seiner Probleme hat Weltruf. Der vorstehende Dreizüger gibt einen guten Begriff seiner Eigenart: Wohl sieht man leicht, daß der entferntere Springer den Schlüsselzug hat; aber wenn er auch schon auf dem richtigen Platz steht, beginnen erst die Feinheiten, die sich in schönen Mattbildern auflösen. — 562. Weiß scheint verloren, doch gibt ihm die asthmatische Stellung des schwarzen Königs die hübsche Möglichkeit, ein Remis herbeizuführen. So etwas sieht in der Partie allerdings nur der Meister. — 563. Dieser Miniatur des russischen Studientichters gleicht einer reizenden Schachnippfigur

Partie Nr. 271. — Sizilianisch.

Großturnier in Mährisch-Ostrau (1923).

Weiß: H. Wolf; Schwarz: Dr. Em. Lasker.

1. e4, c5; 2. Sc3, Sc6; 3. g3, g6; 4. Lg2, Lg7; 5. d3, d6; 6. Se2, Sf6; 7. 0-0, 0-0; 8. h3, Se8! 9. Lc3 Sd4! 10. Kh2, Ld7; 11. Dd2, Tac8! 12. Sd1? (Die Angst!) Lc6. 13. Sg1, d5! (Schwarz übernimmt schon den Angriff) 14. c3, Se6; 15. e×d5, L×d5; 16. f3? (Einkerkerung eigener Figuren) Sd6; 17. Sf2, Sd6; 18. Sg1, Dd6; 19. Se2, h5! 20. Sh6+, S×h6 21. L×h6, h4! (Die Aufreißung der Turmlinie entscheidet) 22. L×g7, S×g7; 23. Df4, h×g3+; 24. D×g3, e5! 25. Kh1, Tfe8; 26. Tfd1, Df6; 27. Df, Se6; 28. Td2, Kg7! 29. Kh2, Tcd8; 30. a3, Teh8; 31. Tael, Sg5; 32. Sg1 (Diese Rosinante spielte bis jetzt eine traurige Rolle.) f4+; 33. Kh1, L×f3! (Jetzt kommt's) 34. L×f3, S×h3; 35. De3, Sg5; Weiß gab auf (36. Kg2, Th2+ nebst T×d2). „Ei e echt: Laskerpartie, die sich weniger analysieren als bewundern läßt.“

Schachchronik.

Der Berliner Schachverein schreibt für die Jugend beiderlei Geschlechts (16—18 Jahre) ein völlig kostenfreies Turnier mit wertvollen Preisen aus. — Aljchia spielte in Amerika in 5 Vorstellungen 77 Blindpartien; in New York einmal 26 (!) Partien zugleich: Resultat: +16 =5 -5. Bewunderns- und bedauernswert. — In Schweden läuft gegenwärtig ein Problemlösungsturnier, das auf 300 Punkte geht. Es beteiligen sich 25 Bewerber, darunter die deutschen Meisterlöser Dr. Birfeld-Chernitz und O. Ackermann-Breslau. Dieser steht aber mit 121 Punkten erst an 12. Stelle; jener mit 190 Punkten an 3. Stelle. Ein Schwede, A. Walsten, führt mit 224 Punkten. Die Begeisterung und das Verständnis für alle Arten des Sports sind in Schweden vorbildlich. — Altmeister Blackburne (* 1842), der langjährige englische Vorkämpfer, dem der Dank seiner Landsleute und Schachfreunde eine ausreichende Altersrente gewährte, ist jetzt gestorben. Nach Anderssen und Steinitz strahlte der Glanz seines Schachrummes, bis diesen Tarraich und Lasker verdunkelten. Auf dem Schachkongress zu Wiesbaden 1880 (so etwas gab's einmal) war er unter den ersten Preisträgern.

Lösungen.

555. 1. a4, Kf4; 2. Te6, g4; 3. Sd5 ♯; 1., Kd4; 2. Td6, Ke5, c5, c3; 3. Sc4, La3, Lb2 ♯. — 556. 1. Se4, ♯; 2. Td6+, S×d6; 3. ...×f6+. — 557. 1. a6×b7, Tb6; 2. Ta1, T b7; 3. Ta8+, Kh7; 4. Kc6 und der T ist verloren. — Löserliste in nächster Nummer.

Rätsel

Verwandlungs-Rätsel.

In der Zeitung eines kleinen Ortes findet man den Namen eines allgemein bekannten jungen Mannes, Namens Joseph Felver, gemeinsam mit dem einer Dame, Berta Schelm, abgedruckt. Der junge Mann erklärt auf Befragen, was das bedeutet; man solle nur die Buchstaben der beiden Namen richtig gruppieren, dann werde man es schon selbst sehen.

Scharade.

Als mitte alterlicher Dichter bekannt
Ist weit und breit' er im deutschen Land;
An seiner letzten sitz' oft ich zu lauschen,
Wie wunderbar seine ersten rauschen.

K. P.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 224:

Rösselsprung: Rufe nicht vergang'ne Tage, Nicht verschwund'ne Zeit zurück; Leb' der Gegenwart und klage Nimmer um verschwund'nes Glück! (Zeiss.) — Diamant-Rätsel: M, Ton, Kolon, Monolo, Kolon, Don, G. — Buchstaben-Scherzrätsel: Wachtmeister.

Richtige Lösungen sandten ein: A. Lipowsky, Albert Müller, Edgar Schleyer, Walter Wirbelauer, sämtlich von Wiesbaden; Otto Präckel von Hahn i. T.